

Boualem Sansal

2011

Reden anlässlich der Verleihung des
Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2011
(Es gilt das gesprochene Wort)

Grossman 2010
Magris 2009
Kiefer 2008
Friedländer 2007
Lepenies 2006
Pamuk 2005
Esterházy 2004
Sontag 2003
Achebe 2002
Habermas 2001
Djebar 2000
Stern 1999
Walser 1998
Kemal 1997
Vargas Llosa 1996
Schimmel 1995
Semprún 1994
Schorlemmer 1993
Oz 1992
Konrád 1991
Dedecius 1990
Havel 1989
Lenz 1988
Jonas 1987
Bartoszewski 1986
Kollek 1985
Paz 1984
Sperber 1983
Kennan 1982
Kopelew 1981
Cardenal 1980
Menuhin 1979
Lindgren 1978
Kotakowski 1977
Frisch 1976
Grosser 1975
Frère Roger 1974
The Club of Rome 1973
Korczak 1972
Dönhoff 1971
Myrdal 1970
Mitscherlich 1969
Senghor 1968
Bloch 1967
Bea/Visser 't Hooft 1966
Sachs 1965
Marcel 1964
Weizsäcker 1963
Tillich 1962
Radhakrishnan 1961
Gollancz 1960
Heuss 1959
Jaspers 1958
Wilder 1957
Schneider 1956
Hesse 1955
Burckhardt 1954
Buber 1953
Guardini 1952
Schweitzer 1951
Tau 1950

Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Grußwort

Der Reichtum der Menschheit liegt in ihrer Verschiedenheit und Vielfarbigkeit. Denn wer wollte auf die Vielfalt der Kultur in ihrer jeweiligen Prägung von Sprache und Herkunft, Religion und Lebensform verzichten. Gemeinsam bildet diese Vielfalt des Verschiedenen das nahezu unerschöpfliche Spektrum der – ebenso verschiedenen wie unverwechselbaren – Blickwinkel, aus denen wir unsere Welt und uns selbst anschauen, ein Spektrum, das ein einziger Blick nie zu erfassen vermag.

Jeder dieser Blickwinkel ist für die, die in ihm geboren werden und durch ihn ihre Welt und sich selbst finden, die *Heimat* – so wie die *Sprache*, in der wir unsere ersten Antworten zu geben lernen, die Quelle unseres Sprechens, unsere *Muttersprache* bildet. Denn es ist das Medium des ursprünglich Vertrauten, in dem wir die Lebensperspektive gewinnen, die uns Selbststand gibt und begegnungsfähig macht.

Doch die Verschiedenheit, durch die wir jeweils anders als die anderen sind, lässt das Andere zugleich als das unvertraut Fremde erscheinen, ein Fremdes, das zu faszinieren vermag, aber auch als das Störende und Feindliche erscheinen kann. So unverzichtbar die Beheimatung in der Einheit von Sprache, Herkunft und Kultur für jeden einzelnen ist, so sehr kann die Verschiedenheit der Völker, Religionen und Kulturen zum Anlass der Ausgrenzung des jeweils Anderen und zum Auslöser von wechselseitigem Hass werden. Die Verschiedenheit kann als auszurottender Störfall in größeren Herrschaftseinheiten erscheinen oder zum ideologischen Kampfplatz beim Streit um die Macht werden.

Und es scheint gerade die Auflösung wie die Bildung übergreifender *staatlicher* Einheiten zu sein, wie sie die Moderne kennzeichnen, in der die Verschiedenheit der Kulturen zum besonderen Problem wird: sei es in Form des Herrschaftsanspruchs der einen Ethnie und ihrer Kultur über die anderen, sei es in der Unterdrückung aller oder einzelner Ethnien zugunsten des übergeordneten dominanten Herrschaftsanspruchs. Werden solche Herrschaftsstrategien

mit Totalitätsansprüchen verbunden, die die Berufung auf Kultur zur Durchsetzung einer Ideologie benutzen, dann treten an die Stelle der die Menschheitsgeschichte stets begleitenden Rivalitäten zwischen Stämmen und Kulturen Unterdrückungsmechanismen vielfältiger Art, terroristische Bedrohung, ja Ausrottungskriege bis hin zum Genozid.

Niemand kennt den Reichtum wie die Gefährdung der ethnischen, aus Geschichte, Sprache und Religion entstandenen Vielfarbigkeit besser als der, der nicht nur in ihr lebt und spricht, sondern der über sie schreibt und dies so, dass das Unverwechselbare zutage tritt, das die verschiedenen Weltansichten und ihr Zusammenleben prägt. Wer so schreibt, kann, ja muss zu einem Zeugen werden, der sich wehrt und wehren muss, wenn die Freiheit, die den Reichtum der Vielfalt möglich macht, unterzugehen droht oder zum Verstummen gebracht wird.

Denn er weiß, dass Kulturen auf Austausch und Begegnung mit dem Anderen und Fremden das Eigene in seiner Unverwechselbarkeit wahrnehmbar macht und hervortreten lässt. Denn im Licht der anderen Traditionen und ihrer Werte vermag ich die eigene Tradition in einer Weise zu verstehen, die deren ganzen Fülle und Bindungskraft hervortreten lässt. Kulturen werden durch die Wahrnehmung anderer Kulturen nicht aufgelöst, sondern bereichert.

Dies setzt freilich auf der Ebene des Einzelnen die Fähigkeit voraus, die Welt und sich selbst aus den Augen der anderen zu sehen, und auf der Ebene der Staaten den Willen, der gewachsenen kulturellen Vielfalt Raum zu verschaffen. Nur in dem Maß, in dem beides Platz greift, wird eine zusammenwachsende Menschheit auch zu einer *humanen* werden.

*

Wer *Boualem Sansal* und sein Werk kennt, weiß, dass ich bis hierhin über nichts anderes gesprochen habe als über die Situation, in der er im heutigen Algerien lebt, und über die Weise,

in der er als Schriftsteller seine Stimme erhebt. Es ist der Rang seines Zeugnisses und der Mut, in dem er es vor aller Welt ablegt, die wir heute ehren.

Noch in der Kolonialzeit Algeriens geboren, lernt Sansal die Jahrhunderte alte, vielsprachige Vielfalt des Landes kennen: die ursprüngliche Bevölkerung der Berber, zu denen er selbst gehört, mit den Kabylern, Tuaregs und Mozabiten, aber auch den französischen und den immer stärker an Einfluss gewinnenden arabischen Bevölkerungsanteil. Auf die Unabhängigkeit vom Kolonialherrn Frankreich folgt freilich in diesem zweitgrößten Land Afrikas nicht die von Sansal erhoffte Demokratie, die die gewachsene Vielfalt in Frieden leben lässt, sondern eine Blutspur von Bürgerkriegen, Staatsstreich, Unruhen, Terrorismus und am Ende eine Diktatur, die die wachsende Dominanz von Islamismus und arabischem Nationalismus, die nichts anderes mehr leben lässt, nicht mäßigt, sondern sich ihr unterwirft.

Es ist der wachsende Zorn über den sich ausbreitenden Terror, die zynische Machtausübung und die Erosion der Freiheit, die den Ingenieur und promovierten Ökonomen Sansal im Alter von 50 Jahren zu einem Schriftsteller werden lässt, der in vier Monaten seinen ersten Roman schreibt. Da er die Dinge beim Namen nennt, wird er wie Si Larli, der Held dieses ersten Romans, umgehend zur persona non grata. In der Folge verlieren er und seine Frau ihre beruflichen Möglichkeiten, Anschläge auf sein Haus folgen. Zu verlieren – so heißt es in der FAZ – hat er am Ende „nur sein Leben“.

Doch Boualem Sansal bleibt und schreibt weiter. In Algerien werden seine Bücher verboten, aber der riesige Erfolg seiner bei Gallimard erscheinenden Romane und Essaybände verleihen ihm eine ebenso eindrucksvolle wie in seiner Heimat höchst unwillkommene Stimme. Wie der Held in seinem letzten Roman zurück kehrt

in die „Rue Darwin“ – so der Titel des Buches – um die Toten auszugraben, so geht Sansal den Tiefengründen der fatalen Entwicklung in seinem Land nach, erinnert an die in seinem Land dem Schweigegebot verfallene Shoah der Juden, wehrt sich gegen Missbrauch des Islam, verweist auf die vom Arabismus in seinem Land unterdrückte Vielfalt der Sprachen, verschweigt nicht die Spätwirkungen des deutschen Nationalsozialismus in Algerien und kritisiert die Doppelmoral des Westens angesichts der Erhebungen in Nordafrika, von denen er fürchtet, dass sie erneut ihr Ziel verfehlen.

Denn nichts anderes ist sein Ziel als eine Demokratie, die wirklich auch eine solche ist, weil in ihr die Menschen frei sind, ihr gemäß der gewachsenen Vielfalt und Verschiedenheit selbst gewähltes Leben zu leben. Gegen die in seinem Land allgegenwärtige terroristische Bedrohung setzt er die Forderung nach einem Dialog der Sprachen und Kulturen, einen Dialog auch zwischen Algerien und Europa. Die Kraft dazu findet er in der „doppelten Kultur“, in der er aufgewachsen ist und die es ihm erlaubt, in einem meisterhaften Französisch über die Vielfalt in jenem Teil Afrikas zu schreiben, eine Vielfalt, die ihrerseits ihre Stimme verloren hat.

*

Für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ist es eine Ehre, der überaus mutigen und literarisch so eindrucksvollen Mahnung Boualem Sansals für die Freiheit und den Frieden der Sprachen, Kulturen und Religionen auch im deutschen Sprachraum ein Echo zu verschaffen.

Petra Roth, Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Im Namen der Stadt Frankfurt am Main begrüße ich Sie sehr herzlich zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2011 an Boualem Sansal.

Wir überreichen ihn in guter Tradition in der Frankfurter Paulskirche, der Geburtsstätte des deutschen Parlamentarismus, die bis heute das Symbol eines „demokratischen Frühlings“ in Deutschland ist. Hätte es einen besseren Ort geben können, um Boualem Sansal, den großen algerischen Schriftsteller und unerbittlichen Kämpfer für eine friedliche Demokratisierung seines Heimatlandes, zu ehren? Und dies in einem Jahr, in dem die autokratischen Herrscher Ägyptens, Tunesiens und nun wohl absehbar auch Libyens durch das eigene Volk entmachtet wurden?

So groß die Erleichterung und die Freude auch im nahen Europa über den demokratischen Aufbruch in Nordafrika ist, ein nicht geringer Rest an Sorge bleibt, ob der vielzitierte „Arabische Frühling“ die mit ihm verbundenen Hoffnungen dauerhaft zum Besten seiner Völker einlöst. Dies weiß keiner besser als Boualem Sansal, der als Schriftsteller wie als Systemkritiker mit lediglich verhaltenem Optimismus die arabischen Umwälzungen beobachtet. Dem jeglicher Heroismus fern liegt und der doch mutig wie kein Zweiter das Ende des autoritären Regimes in Algerien fordert. Der nicht ins Exil gegangen ist, sondern trotz Repressionen und um den Preis einer soliden Existenz auch heute noch in seinem multiethnischen Heimatland lebt. Einer, der sich gleichzeitig um die Zukunft der gesamten Region sorgt.

*

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich bei diesem Gedanken einen Blick auf Europa werfen. Wie schwer es ist, den geistigen Früh-

ling einer Region dauerhaft zu bewahren, darüber habe ich in den vergangenen Tagen auf der Buchmesse mit vielen Autoren am Beispiel gemeinsamer Kulturprojekte in unserer Partnerstadt Budapest gesprochen. Auch hier in Ungarn bedarf es eines breiten und mutigen Engagements, damit der Aufbruch im Osten, der aus Ungarn vor zwanzig Jahren ausstrahlte, nicht in eine rückwärtsgewandte Richtung umschlägt.

Wenn hierzulande ein Schriftsteller aneckt, wird er schnell zum Dauergast in Talkshows, anderswo auf diesem Globus riskiert er Leib und Leben. Deshalb sei auch gerade hier in der Paulskirche an den Mut vieler Autoren erinnert. Wie kaum ein zweiter Autor der Region zwischen Europa und Afrika verkörpert Boualem Sansal eine littérature engagée, die frei von jeglicher Ideologie, einzig der Menschenwürde und der Wahrheit verpflichtet ist. Wir verdanken ihm auch, dass er ihr Fernes und Fremdes nicht dem Gestus falscher Nähe und blinden Toleranz einer vermeintlichen Weltliteratur opfert, sondern den Eigensinn und die Eigenart Nordafrikas einfängt und so vor der Nivellierung bewahrt.

Dafür gebührt ihm ausdrücklich Dank; der Dank dafür, dass er sich der Verantwortung eines kritischen Intellektuellen und eines großen Schriftstellers stellt, der nur eine Instanz kennt, nämlich Wahrheit und die Universalität der Menschenrechte.

*

Lieber Boualem Sansal, ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2011.

Peter von Matt

Laudatio

Die Literatur ist eine langsame Gewalt. Wenn die Schriftsteller über ihre Wirkungslosigkeit klagen, sollte man sie nicht bemitleiden. Bücher sind autonome Wesen. Was sie in der Welt anrichten, ist unberechenbar, und die Verfasser haben dazu eigentlich auch nichts mehr zu sagen. Viele Werke schlummern jahrelang in einem Winkel, dann fahren sie durch Kopf und Herz eines Jahrhunderts. Andere rauschen auf und verzischen wieder in einer gleißenden Sekunde. Grundsätzlich aber gilt, was Heinrich von Kleist einmal von einem politischen Buch sagte: „Das Buch ist eins von denen, welche die Störrigkeit der Zeit, die sie einengt, nur langsam, wie eine Wurzel den Felsen, sprengen können; nicht par explosion.“ Der Satz ist umso bemerkenswerter, als Kleist selbst gewiss am liebsten *par explosion* gewirkt hätte.

*

Die Literatur ist eine langsame Gewalt, aber es gibt keinen Felsen, der ihr auf die Dauer widerstehen könnte. Sofern sie denn im Vollbesitz ihrer Mittel ist. Die Störrigkeit der Zeit zu sprengen, setzt Kunst voraus, nicht nur den guten Willen. Daher gilt es festzustellen, dass der Mann, den wir heute ehren, im gleichen Maße ein Künstler ist wie ein politischer Kopf. Er ist ein unbändiger Erzähler, ein Satiriker von Rang, witzig und weise, unerbittlich in den Diagnosen dessen, was schlecht läuft, gnadenlos hart im Urteil über die Habgier der Mächtigen und immer von Mitleid bewegt über das Schicksal der kleinen Leute in seiner Heimat Algerien. Er liebt dieses Land, wie er seine Mutter geliebt hat, die einen menschenfreundlichen Islam lebte, in selbstverständlicher Frömmigkeit und sorgfältigem Vollzug der Riten und Gebete. Es kommen viele Mutterfiguren vor in Sansals Werk, und stets spielen sie behutsam ins Symbolische hinüber. Diese Mütter mit ihren großen Nöten und kleinen Hoffnungen spiegeln das gequälte Land, und in der Hilflosigkeit der Söhne beim Anblick ihrer leidenden Mütter steckt auch die Hilflosigkeit des Staatsbürgers Boualem Sansal angesichts der Zustände in seiner Heimat. Das tönt trivial, und es könnte auch entsprechend her-

auskommen, wenn Sansal nicht ein großartiger Autor wäre. Sein detailversessener Realismus drückt uns mit der Nase voran in die alltägliche Wirklichkeit des heutigen Algerien. Er affiziert alle fünf Sinne – es stinkt, es schrillt, es blendet, es brennt auf der Haut und glibbert auf der Zunge. Das kann beim Lesen sogar eine Zeitlang verhindern, dass wir hinter dem Tumult die einfachen Umrisse dessen erkennen, worum es tatsächlich geht: die Macht, die Gewalt, die Grausamkeit und die Liebe. Sansals Erzählen vibriert von der Spannung zwischen dem mikroskopisch erfassten Kleinen und Kleinsten und den großen Bögen des symbolischen Gefüges. Nur durch diese kompositorische Kunst gelingt es ihm überhaupt, vom politischen Ganzen zu reden.

Boualem Sansal liebt sein Land, sonst hätte er es schon längst verlassen wie die vielen jungen Leute in seinem Werk, die ihrer Mutter den Rücken kehren und sich übers Meer absetzen. Es gibt ein eigenes Wort für sie: *Harraga*. Dieses Wort schwebt heute wie ein unheimliches Fanal über der ganzen maghrebinischen Küste. Die *Harraga* wollen weg, nur weg, hinüber nach Europa, auch wenn sie dabei ein Elend mit dem andern tauschen. Sie sind jung. Sie möchten arbeiten. Sie möchten aus ihrem Leben etwas machen, das ein Gesicht hat. Und sie haben keine Chance. Was die amerikanische Unabhängigkeitserklärung einst in ihrem ersten Satz als Grundrecht jedes Menschen festschrieb, *the pursuit of happiness*, die Möglichkeit, auf eigene Faust sein Glück zu machen, wird ihnen verwehrt. Auch von dieser Verzweiflung spricht Sansal, wenn er über sein Land schreibt. „*Harraga*“ ist der Titel seines ergreifendsten Romans.

Dabei ist Algerien reich, sehr reich. Es hat Erdöl und Erdgas noch auf Jahrzehnte hinaus und exportiert sie in gewaltigen Mengen. Da müssten doch eigentlich alle etwas davon haben. Da sollten sich die Dinge doch so einrichten lassen, dass jeder, der unternehmungslustig ist und sich seine natürliche Freude am Lernen und Arbeiten bewahrt hat, es zu etwas bringt und eines späten Tages seinen Kindern sagen kann:

„Seht her, so habe ich mein Glück gemacht, auf eigene Faust, und ihr habt auch etwas davon und könnt weitermachen.“ Wo, wenn nicht hier, wo Öl und Erdgas fließen wie Milch und Honig im Gelobten Land, sollte sich eine diversifizierte Wirtschaft mit soliden Infrastrukturen aufbauen lassen, in der jeder eine Nische findet für sein Talent? Doch wo Öl ist, sammeln sich die Geier. Die 60 Milliarden US-Dollar, die jährlich aus dem Energieexport nach Algerien zurückfließen, stoßen dort auf viele offene Hände. Welche genau es sind, darüber können auch die erfahrensten Experten nur Mutmaßungen anstellen. Geld macht diskret. Und der Staat versteht es, diese Diskretion auch in der Form von Zensur und Kontrolle der Öffentlichkeit durchzusetzen. Im Unterschied zu den Diktaturen mit mehr oder weniger pittoresken Alleinherrschern, die bis vor kurzem die arabische Welt prägten, ist Algerien eine äußerlich klar strukturierte Präsidialrepublik. Der Präsident wird alle fünf Jahre durch das Volk gewählt, und die Wahlen sind keineswegs eine bloße Farce. Dennoch gleicht der Versuch, sich über die tatsächlichen Machtverhältnisse ein Bild zu machen, einem Gang durch den Nebel. Das zeigt sich erst recht, wenn man die Experten anhört. Je mehr sie wissen und einem mitteilen, umso undurchschaubarer nimmt sich das Ganze aus. Es gibt unbestrittene Zentren der Macht wie die offizielle Regierung, die Armee, die Polizei, den Geheimdienst, die industriellen Organisationen, die islamistischen Bewegungen und eine bunte Mafia. Doch wie sich diese Machtzentren nun wieder zueinander verhalten, wieweit sie verfeindet oder vernetzt oder beides zugleich sind, wann welche Hände einander waschen und wann sie aufeinander loshauen, das scheint niemand genau zu wissen. Selbst für Personen aus dem innersten Zirkel des Regimes ist die politische Identität Algeriens ein Rätsel. Der Generalmajor Mohamed Touati, Sicherheitsberater von Präsident Bouteflika, schrieb vor einigen Jahren mit erstaunlicher Offenheit: „Das Regime ist weder diktatorisch, noch demokratisch, noch präsidentiell, noch parlamentarisch... Wir leben sicher nicht in einer Monarchie, aber leben wir damit alles in allem auch schon in einer Republik?“ Der Satz ist ein einziges Fragezeichen.

Die konkurrierenden Machtgruppen halten einander gegenseitig in einem prekären Gleichgewicht, und das Geld scheint für sie alle zu reichen. Es gibt keinen präzisen politikwissen-

schaftlichen Begriff für ein solches System. Aber wenn wir an die jungen Revolutionen im arabischen Raum denken und daran, was aus ihnen wohl noch werden mag, könnte der fehlende Begriff bald einmal auf den Tisch kommen. Denn Tatsache ist, dass Algerien den Typus der tunesischen und ägyptischen Revolution bereits im Jahr 1988 vollzogen hat. Dem folgten damals drei hoffnungsvolle Jahre, dann brach ein barbarischer Bürgerkrieg aus. Er währte sieben Jahre und forderte zweihunderttausend Tote, die meisten unter der Zivilbevölkerung. Als das Gemetzel endete, konstituierte sich das heutige System. Ähnliches könnte auch anderswo geschehen.

Im Schreiben von Boualem Sansal tritt neben den mikroskopischen Blick die historische Perspektive. Weil er sein Land liebt, ist ihm dessen Geschichte immer gegenwärtig. Sie ist Teil seiner Person und durchdringt daher auch sein Schreiben ganz und gar. Sie regt sich in jedem einzelnen Satz. Seine Figuren werden zu Repräsentanten historischer Prozesse und sind doch unverwechselbare Menschen. Ein Beispiel ist in seinem jüngsten, noch nicht übersetzten Roman, „Rue Darwin“, die gewaltige Gestalt der Großmutter, einer Unternehmerin größten Stils, Herrin über das erfolgreichste Bordell des Landes, Chefin eines Clans, der weit her kommt aus den Tiefen der Vergangenheit und sich doch in der globalisierten Wirtschaft von heute weltweit vernetzt hat. Es ist eine Figur wie aus einem Film von Fellini, aber sie lebt und herrscht nicht in einem phantastischen Land, sondern in diesem scharf gesehenen Algerien mit seiner furchtbaren Geschichte.

Seine furchtbare Geschichte - es gibt wenige Staaten im Umkreis Europas, für welche die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts so blutig verlaufen ist. Schon der 8. Mai 1945, der Tag, an dem unser Kontinent aufatmete, führte in Algerien zu einem Massaker mit Tausenden von Opfern. Von da an hörte das Töten nie mehr wirklich auf. Bis heute nicht. Wie man die Kämpfe jeweils nennt, hängt von jenen ab, die die Deutungshoheit haben: Freiheitskrieg, Rebellion, Staatsstreich, Glaubenskrieg, Terror... Allein im Juli des laufenden Jahres wurden in der Stadt Bourmedès, wo Sansal wohnt, acht Anschläge mit Toten und Verletzten verübt. Der Autor selbst hat um sein Haus Stacheldraht gezogen; er geht abends nicht aus und fährt nie ins Hinterland. Was tut er denn? Er schreibt. Er erzählt.

Er erzählt um sein Leben, auch wenn er es damit riskiert.

Seinem ersten Buch, „Der Schwur der Barbaren“, sieht man noch an, dass es ein Dammbruch war. Die Erzählrede ergießt sich in breiten Fluten nach allen Richtungen und schlägt über die Ränder der Kriminalstory hinaus. Immer neu setzt der Autor zur großen Klage an über die Not des Landes. Er attackiert die Revolutionsgewinner und spottet über die Unfähigkeit der dekorierten Prominenz, auch nur ein funktionierendes Wassernetz für die Bevölkerung zu schaffen. Dann rühmt er wieder die versunkene Zeit, als Juden und Christen, Muslime und Atheisten, Berber und Araber hier friedlich zusammenlebten und der Glaube noch eine Erfahrung nachdenklicher Seelen war, nicht das bellende Diktat von Kommandozentralen. Ein ungefügter Brocken ist dieses erste Buch, die vulkanische Selbstfindung eines Schriftstellers. Aber es bahnte den Weg für die schlanken, präzise austarierten Romane, die darauf in rascher Folge erschienen. Einer davon, das dokumentarisch gestützte Buch über den deutschen SS-Offizier, der sich zum algerischen Widerstandskämpfer mauserte und so seine Mitschuld an der Shoah versteckte, hat das historische Bewusstsein nicht nur im Maghreb verändert.

*

Sansal wohnt in Algerien, doch seine Bücher, die so leidenschaftlich von Algerien handeln, dürfen dort nicht erscheinen. Sie werden eingeschmuggelt, zirkulieren unter der Hand. Er selbst gehört zu keiner Partei und zu keiner Bewegung. Er ist eine einzelne Stimme, die auf die langsame Gewalt der Literatur vertraut. Er glaubt nicht an eine Änderung *par explosion*, wohl aber an die ausdauernde Kraft, mit der die

Wurzel den Felsen sprengt. Ist das nicht Selbsttäuschung, eine große Illusion angesichts der realen Machtverhältnisse? Das mag wohl sein, doch wer so spricht, hat resigniert. Wer so spricht, arbeitet denen zu, die die Herrschaft teilen und das Geld einstecken. Resignation ist nicht einfach der Verzicht auf Handeln, sondern ein destruktives Handeln eigener Art. Diesem verweigert sich Sansal, indem er schreibt und damit in ein Gespräch tritt mit seinen Zeitgenossen. Sein Manifest von 2006, „Postlagernd: Algier“, beginnt er mit einem Satz, dessen Brisanz nicht sofort deutlich wird: „Meine teuren Landsleute. Im Grunde haben wir nie Gelegenheit gehabt, miteinander zu sprechen, ich will damit sagen unter uns Algeriern, frei heraus, ernsthaft, mit Methode, ohne Vorbehalt, von Angesicht zu Angesicht, um einen Tisch versammelt, bei einem Glas.“ Das tönt gutmütig, ist aber ein revolutionärer Akt. Der Satz redet von der Freiheit des Wortes als der Basis jeder andern Freiheit. Er redet vom öffentlichen Gespräch als einem dynamischen Ereignis, dem allein die Wahrheit entspringen kann - Wahrheit nicht als Befehl, sondern als Ergebnis des Austauschs, der Wechselrede, der vernünftigen Argumentation. Diese Wahrheit ist beweglich; sie bildet sich immer neu. Lessing hat davon einst als erster gesprochen, und man hat es auch in Deutschland oft genug wieder vergessen. Nur wo sich Wahrheit in der offenen Debatte bilden und umgestalten kann als die gemeinsame Schöpfung freier Geister, kann es auch Frieden geben. Der Krieg beginnt bei der befohlenen Wahrheit, lange vor dem ersten Schuss. In seinem respektlosen Widerstand gegen die Doktrinen, seinen unverblümten Gegenreden, seinem Zorn, seinem Spott und seiner Trauer treibt Boualem Sansal die offene Debatte der freien Geister voran. Wer den Frieden liebt, sollte ihm dankbar sein.

Boualem Sansal

Dankesrede

Mein geschätzter Laudator Peter von Matt hat mich und meine Arbeit so schön gewürdigt, dass ich dem nichts hinzuzufügen habe, und so bleibt mir nur noch, Ihnen zu danken. Ihnen, meine Damen und Herren, für Ihr Kommen, das mich sehr ehrt, und Ihnen, verehrte Mitglieder des Börsenvereins, für die königliche Ehre, die Sie mir widerfahren lassen, indem Sie mir diesen Preis verleihen, den Friedenspreis, eine der renommiertesten Auszeichnungen, die Ihr großes und schönes Land zu vergeben hat. Im Kontext der heutigen Zeit ist dies eine rührende, eine aufmunternde Geste, denn sie zeugt davon, dass Sie sich dafür interessieren, wie wir Völker des Südens versuchen, uns vom Joch unserer bössartigen und archaischen Diktaturen zu befreien, in dieser arabisch-muslimischen Welt, die einst ruhmreich und tatkräftig war, nun aber schon so lange verschlossen und erstarrt ist, dass wir schon vergessen haben, dass wir Beine haben und einen Kopf, und dass man auf seinen Beinen stehen und gehen und laufen kann, oder auch tanzen, wenn einem der Sinn danach steht, und dass man mit seinem Kopf jenes unvorstellbar Zauberhafte tun kann, nämlich sich eine Zukunft ersinnen und diese dann auch leben, hier, in der Gegenwart, in Frieden, in Freiheit, in Freundschaft. Welch berausende, erlösende Macht: Wir erfinden die Zukunft, während die Zukunft uns erfindet. Es ist schon ein Glück, dass der Mensch die Fähigkeit besitzt, innerhalb des unergründlichen und unbewältigbaren Vorhabens, das wir Leben nennen, aus eigenem Willen heraus zu agieren. Uns überrascht nur etwas im Grunde Banales: Das Leben ist eine fortlaufende, revolutionäre Erfindung, und wir sind lebende romantische und surrealistische Gedichte und tragen in uns zeitlose Wahrheiten und unendliche Versprechen; auf dieser Ebene muss man uns sehen. Der freie Mensch hat eigentlich keine andere Wahl als wie ein Gott zu handeln, ein wagemutiger Schöpfer, der immer weiter voranschreitet, weil er sonst dem Nichts von Fatalismus, Sklaverei und Untergang verfällt. Camus, der Franko-Algerier, der Revoltierende, ermahnte uns, nicht zu resignieren, und das nehmen wir uns mehr denn je zu Herzen; in diesen Zeiten von Terror und Hoffnung bleibt uns nichts übrig, als mutig zu sein, denn Mut ist

gleichbedeutend mit aufrechtem Leben, und daher sehen wir voller Vertrauen in die Zukunft.

Vielen Dank, lieber Peter, für Ihre eindrucksvollen Worte und für Ihre Freundschaft. Dank Ihnen kann ich meine Redezeit nun einigen Themen widmen, die mir am Herzen liegen und die mit diesem Preis, mit meinem Land und mit dem Arabischen Frühling zu tun haben. Sie haben mir etwas Mühseliges erspart, nämlich über meine eigene Arbeit zu sprechen, und so gut, wie Sie dies getan haben, hätte ich es ohnehin nicht gekonnt. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen.

Mein Dank gilt natürlich auch dem Stiftungsrat und seinem Vorsteher, dem verehrten Gottfried Honnefelder. Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen dafür, dass Sie meine Arbeit als etwas ansehen, das - wie es im Urkundentext heißt - »die Begegnung der Kulturen in Respekt und wechselseitigem Verstehen befördert«. Das hat für mich gerade jetzt eine besondere Bedeutung, wo durch unsere arabische Heimat ein frischer Wind geht, der jene aus der Freiheit geborenen und damit universellen humanistischen Werte mit sich führt, auf die mein Engagement sich gründet. Literarische Meriten, so groß sie auch sein mögen, haben meiner Ansicht nach erst dann einen wirklichen Wert, wenn sie einer großen Sache dienen, der Förderung einer Sprache, einer Kultur, eines politischen oder philosophischen Projekts. Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass all das, was wir Schriftsteller, Filmemacher, Dichter, Philosophen und Politiker getan haben, wenigstens einen winzig kleinen Beitrag zum Aufkommen jenes Arabischen Frühlings geleistet hat, der uns träumen und auch ungeduldig werden lässt, weil er doch beseelt ist von einem Geist der Freiheit und des wiedergefundenen Stolzes, und einem Geist des Mutes, denn bisher hat er allen Drohungen und auch allen Versuchen der Instrumentalisierung standgehalten, und wenn ich dazu ein bisschen etwas habe beisteuern können, dann als einer unter vielen arabischen Intellektuellen und Künstlern, deren Verdienste ungleich größer sind als meine. Einige von ihnen genießen ganz besonderes Ansehen, und die bloße Erwähnung

ihrer Namen kann Menschenmengen in Bewegung setzen.

Im Jahr 2000 wurde hier meine Landsfrau Assia Djebar geehrt, die viel für die Durchsetzung des eigentlich selbstverständlichen Gedankens getan hat, dass auch bei uns in den arabisch-muslimischen Ländern die Frau ein freies Wesen ist, und dass es ohne Frauen im Vollbesitz ihrer Freiheit keine gerechte Welt geben kann, sondern nur eine kranke, lächerliche und gehässige Welt, die ihr Dahinsterben nicht wahrnimmt. Ich kann hier sagen, dass ihr Kampf seine Früchte getragen hat: Echter Widerstand, also ein Widerstand voller Würde und Zähigkeit, wird in Algerien heute hauptsächlich von Frauen geleistet. Während des Bürgerkriegs in den neunziger Jahren, dem schwarzen Jahrzehnt, wie wir jene Zeit nennen, waren Frauen eine bevorzugte Zielscheibe der islamistischen Horden, aber zugleich sah das andere Lager, also die Machthaber und ihre Klientel, in ihnen die Wurzel all unserer andauernden Übel und suchte sie mit aller Kraft des Gesetzes und der Propaganda zum Schweigen zu bringen. Die Frauen aber haben großartigen Widerstand geleistet, und mit ihrem Bemühen, einen permanent schwierigen Alltag zu bewältigen, bauen sie unsere Zukunft auf. Und überhaupt sind sie, wie stets, unsere letzte Zuflucht.

Mit Ihrer werten Erlaubnis möchte ich mich an dieser Stelle einen Moment lang an meine Frau wenden, die hier in der ersten Reihe sitzt, zwischen unseren lieben Gastgebern Gottfried Honnefelder und Peter von Matt. Ich möchte ihr in die Augen sehen und ihr dabei danken: Liebe Naziha, für alles möchte ich dir danken, für deine Liebe, deine Freundschaft, deine Geduld und für den stillen Mut, den du so viele Jahre lang aufgebracht hast, während all der Prüfungen, die wir durchstehen mussten, und Gott weiß, wie schmerzlich sie waren, der Bürgerkrieg, das Versinken im Absurden, die methodisch herbeigeführte, immer schlimmere Vereinsamung, durch die das Leben steril wird. Dieser Preis, der uns ehrt, gebührt in Wirklichkeit dir.

*

Ich möchte auch meinen prominenten Vorgängern danken, den früheren Trägern des Friedenspreises, die sich die Zeit genommen haben, an dieser beeindruckenden Feier teilzunehmen:

Karl Dedecius und Friedrich Schorlemmer. Wenn ich diese Menschen hier vor mir sitzen sehe, bin ich ergriffen wie ein Schüler, der vor seinen Lehrern steht.

Mein Dank gilt auch meinen Verlegern und zugleich Freunden, die hier im Saal sind, etwa Antoine Gallimard, der dem französischen Verlagshaus Gallimard vorsteht, und Katharina Meyer, der Leiterin des Merlin-Verlags. Ich begrüße auch meine hier anwesenden Deutschübersetzer Regina Keil-Sagawe, Riek Walther und Ulrich Zieger. Wer hätte mich ohne sie hier je gelesen? Ich verdanke ihnen, in Deutschland eine Leserschaft gewonnen zu haben. Meine anderen Verleger mögen mir verzeihen, wenn ich sie aus Zeitgründen nicht namentlich aufführe. Ich bin ihnen allen zu großem Verdank verpflichtet.

Nebenbei sei erwähnt, wie sehr ich bedaure, dass der algerische Botschafter in Deutschland heute nicht unter uns ist, denn über meine Person werden heute das Land Algerien und sein Volk geehrt. Dieser leere Stuhl betrübt und beunruhigt mich, denn er zeigt mir an, dass meine Situation in Algerien sich auch dadurch nicht verbessern wird, dass ich einen Friedenspreis mit nach Hause bringe. Meine Landsleute würde ich von hier aus gerne beruhigen und ihnen zurufen, dass wir nicht alleine sind, sondern dass in diesem Saal Frauen und Männer sind, die an uns glauben und uns unterstützen, darunter auch große Schriftsteller, deren Stimme weit reicht und eines Tages bis zu ihnen dringen und ihnen jenen zusätzlichen Mut einflößen wird, der die Tyrannen schließlich zu Fall bringt. Ich danke diesen Frauen und Männern von ganzem Herzen.

*

Nun möchte ich zu jenen Dingen kommen, die ich Ihnen sagen möchte, weil sie mir so am Herzen liegen. Als erstes möchte ich auf jenen für mich nun denkwürdigen Tag im Mai dieses Jahres zurückkommen, den 10. Mai, um genau zu sein, an dem ich aus Deutschland einen Brief von einem Herrn Gottfried Honnefelder bekam, in dem mir die unglaubliche, unvorstellbare Nachricht übermittelt wurde, mir werde im Jahr 2011 der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen, jener Preis also, mit dem seit seiner Stiftung im Jahr 1950 schon so viele her-

ausragende Persönlichkeiten ausgezeichnet wurden. Offen gestanden begriff ich erst einmal gar nichts. Es musste sich um ein Missverständnis handeln; durch eine Kette von Irrtümern war aus mir, einem bescheidenen Schriftsteller und Gelegenheitsaktivisten, einem Schreiberling, wie es in offiziellen Kreisen Algiers über mich heißt, auf einmal der Träger dieser renommierten Auszeichnung geworden, an die ich – das kann ich Ihnen versichern – nie auch nur einmal gedacht hatte. Der Riesenschock darüber löste in mir eine bange, eine existentielle Frage aus, die mich den ganzen Sommer über beschäftigt hat und es eigentlich bis heute tut. Wenn ich tatsächlich der Mensch bin, dem dieser Preis verliehen wird, dann war ich bereits ein anderer Mensch ... und wusste nur nichts davon! Ich fürchtete plötzlich, man werde mich zwiespältig finden, von falscher Bescheidenheit oder zynischem Ehrgeiz, von albernem Wankelmut. Ich bin ein umgänglicher Mensch und kann gut und gerne in die eine oder andere Richtung abgleiten, ohne es zu merken. Dabei bin ich nur ich selbst, ein ganz gewöhnlicher Mensch, und von eher schüchternem Naturell. Doch bleibt man mit einem solchen Preis auf den Schultern noch derselbe?

Es ist Ihr Preis, meine Damen und Herren vom Börsenverein, Sie wissen also um seine Macht der Veränderung, ja der Verklärung, denn dies geschieht ja augenblicklich, sobald man von dem Preis erfährt, wie durch einen Zauber; Sie wissen also, wie sehr der Preis seine Träger beeindruckt, verwandelt oder ihnen bewusst machen kann, dass sie sich im Lauf der Zeit verändert haben und ihre Arbeit als Schriftsteller, Philosophen oder Dramaturgen sich in einen größeren Rahmen eingliedert, als sie sich dies ursprünglich vorgestellt hatten, und so merken sie auf einmal, dass es bei ihrem Wirken um eine höhere Sache geht, um den Frieden nämlich, und nicht nur um die Erfüllung eines narzisstischen Schreibbedürfnisses. Letztlich entdeckt man sich selber dann, wenn der Anstoß dazu von anderen kommt. Es ist dies ein Phänomen voller Relativität: Wir leben zwar aus uns selbst heraus, existieren aber erst durch die anderen, durch deren fragenden Blick uns unser Dasein und unsere Bedeutung bewusst werden. Da wo ich jetzt stehe, vor Ihnen, an diesem Pult, bin ich zwar ich selbst, aber auch ein anderer, den ich nicht kannte und noch immer nicht kenne, nämlich der, den Sie zum Friedenspreisträ-

ger des Jahres 2011 erkoren haben. Der Preis schafft wohl den Wert in mir, so wie eine Funktion sich ein Organ erschafft. Ich diene unbewusst dem Frieden, nun werde ich ihm bewusst dienen, und das wird neue Fähigkeiten in mir wecken. Ich weiß noch nicht welche, vielleicht einen Sinn für Strategie und für Vorsicht, die ja beide in der Kunst des Friedens nicht weniger vonnöten sind als in der Kunst des Krieges. Der Friedenspreis ist wie der Finger Gottes oder wie ein Zauberstab; sobald er unsere Stirn berührt, verwandelt er uns in Soldaten des Friedens.

Sie können sich vorstellen, wie sehr die Nachricht von dem Preis mich verunsichert hat. Ich war geschmeichelt, aber eben doch verunsichert. Bedeutet sie doch einen Quantensprung in eine andere Welt, in der man mehr in der Öffentlichkeit steht, als einem vielleicht lieb ist, und in der der Mensch hinter dem Bild verblasst, das andere sich von ihm machen. Eine Welt auch großer Verantwortung, die wiederum große Ambitionen abverlangt. Das Leben hat etwas Offenbares an sich, heißt es; jeden Tag wird man mehr zu dem ... was man ist. Erst am Ende werden wir wissen, wer wir schon zu Anfang waren. Wieder die Relativität. Glauben Sie mir, ich habe mich sehr hinterfragt. Ich soll einen Friedenspreis bekommen, habe ich mich gefragt, ausgerechnet ich, der ich seit jeher im Krieg lebe, in meinen Büchern nichts anderes behandle als den Krieg und vielleicht auch an nichts anderes glaube als an den Krieg, denn der Krieg ist stets auf unserem Weg, und eigentlich existieren wir nur durch ihn, denn er lässt uns das Leben wertschätzen, lässt uns vom Frieden träumen und nach dem Frieden streben, und unsere algerische Geschichte ist nun mal leider so, dass wir im Lauf der Jahrhunderte nie die Wahl zwischen Krieg und Frieden hatten, sondern nur zwischen Krieg und Krieg, und was waren das für Kriege, sie wurden uns allesamt aufgezwungen, und jeder davon hätte uns beinahe vollständig aufgerieben; da war von 1954 bis 1962 der lange, furchtbare Befreiungskrieg gegen den Kolonialismus, der – wie wir im Lauf der Massaker erfahren mussten – wie bei einer Matrjoschkapuppe noch andere Kriege enthielt; in dem Unabhängigkeitskrieg, der in noblen Gewand daherkam, versteckte sich ein schändlicher, grausamer Bürgerkrieg, wir kämpften gegen die Kolonialtruppen und gegen uns selbst, es kämpften FLN gegen MNA, Araber gegen Berber, Religiöse gegen Laizisten, und so bereiteten wir künftigem

Hass und künftigen Spaltungen schon den Boden, und dann war da noch ein Krieg, nämlich der heimtückische, niederträchtige Krieg, den die Führer der Nationalbewegung bereits um die spätere Macht führten, und was dabei völlig auf der Strecke blieb, das waren die Freiheit und die Würde, für die unsere Eltern zu den Waffen gegriffen hatten.

Nach acht Jahren Krieg kam tatsächlich der Friede, doch war es ein seltsamer Friede, und er währte auch nur einen Tag, denn da kam auch schon ein Putsch, der erste einer ganzen Reihe; sofort nach der am 5. Juli 1962 verkündeten Unabhängigkeit Algeriens wurde dem Volk die mit dem Blut errungene Freiheit wieder gestohlen, so wie man Armen ihr Geld wegstiehlt, verachtungsvoll und brutal, und so begann für uns ein obskurer, trauriger, unendlich langer Grabenkrieg, in dem das Volk einer unsichtbaren Armee gegenüberstand, nämlich einer allgegenwärtigen politischen Polizei, die sich auf eine wuchernde Bürokratie stützte, gegen die nichts auszurichten war, so dass man lediglich mit Geduld und List widerstehen und überleben konnte.

Die Befreiung brachte keine Freiheit, und Freiheiten schon gar nicht. Sie brachte nur Einschränkung, geistige und materielle. Daran schluckten wir schwer. Und danach, ohne einmal durchatmen und wenigstens die psychologischen Schäden jener langen, erniedrigenden Unterwerfung erlassen zu können, sind wir 1991 in den schlimmsten aller Kriege geraten, den Bürgerkrieg, jene von den islamistischen Horden und dem Militär- und Polizeikomplex gewollte blindwütige Barbarei, die Hunderttausende von Menschen das Leben gekostet, unser Volk ruiniert und das Zauberband, das eine Nation zusammenhält, zerstört hat. Diese Barbarei ist heute im Rückgang begriffen, ihre Protagonisten (die Turbane und die Schirmmützen, wie sie der Volksmund nennt), haben einen lukrativen Deal geschlossen und das Land und die Erlöse aus dem Erdölgeschäft unter sich aufgeteilt. Gedeckt wurden diese mafiösen Arrangements durch famose Gesetze, mit denen sich die öffentliche Meinung im Westen, und war sie auch noch so anspruchsvoll, trefflich beschwichtigen ließ, zielten jene Gesetze doch auf einen Bürgerfrieden hin, eine nationale Aussöhnung, kurz gesagt auf den Frieden, einen vollständigen, brüderlichen, glücksseligen Frieden, der jedoch

in Wirklichkeit nichts anderes war als eine Kriegslist, die die Mörder belohnt, den Opfern den Garaus macht und die Wahrheit und die Gerechtigkeit mit ihnen zusammen ein für alle Mal begräbt. Sie haben sich als perfekte Strategen erwiesen und die westlichen Demokratien zu betören vermocht, was uns den Rest gab, mussten wir doch begreifen, dass das Gute und die Wahrheit nirgends zu finden waren.

Als erstes wurden die Demokratien von den Turbanen verführt, die sich 1991 mit einer angeblichen Legitimität brüsteten, die ihnen durch die - in Wirklichkeit allerdings manipulierten - Wahlurnen zugekommen sei und um die die Militärs sie betrogen hätten, und als später ihre wahre, von Hass und Verschlagenheit gekennzeichnete fürchterliche Natur zum Vorschein kam, begannen nunmehr die medaillenbehängten Schirmmützen den westlichen Ländern schöne Augen zu machen, die ja auch wirklich leicht zu verführen waren oder aber im Namen der Realpolitik sündigten. Die Militärs argumentierten damit, dass sie in der Lage seien, die westlichen Länder vor islamistischem Terror und illegaler Einwanderung zu schützen, obwohl doch diese - ebenso wie die explosionsartige Entwicklung des Schmuggels - nichts anderes waren als Abfallprodukte ihrer eigenen katastrophalen Führung des Landes. Innerhalb dieser neuen internationalen Arbeitsteilung waren Willkür, Folter und Mord in unseren Ländern abgesegnet. Die Rollen waren verteilt, der Süden war die Herkunftsstätte der Eindringlinge, das Schreckgespenst par excellence, der Norden wiederum das eingekreiste, bedrohte Paradies, und als Gipfel der Unvernunft wurden unsere gemeingefährlichen und unersättlichen Diktatoren in den Rang von weltweiten Friedenswächtern erhoben, von Wohltätern der Menschheit, so wie Osama Bin Laden einer für die Millionen von brachliegenden Seelen sein konnte, die aus jenem Milieu kommen, das im Orient »die arabische Straße« und im Westen »Problemviertel« genannt wird.

Dem durch zehn Jahre Terror und Lüge zermürbten algerischen Volk wiederum bot man jene Art Frieden an, die einem echten Frieden am allerwenigsten gleicht, nämlich eine Grabesruhe, jene fade Suppe, die aufs Vergessen vorbereitet und auf einen banalen Tod. Wir hatten die Wahl: entweder das oder wieder nur Krieg, Krieg und Krieg. So ließen auch wir uns überreden,

denn wir waren erschöpft und allein. Doch haben wir auch aus Unwissenheit gesündigt, denn niemand hatte uns je gesagt, dass es eines Minimums an Demokratie bedürfe, damit in einem Land der Friede zu einer glaubwürdigen Alternative werden könne, und dass auch noch andere Ingredienzien nötig seien, damit jener rudimentäre Friede gemeinsam gelebt werde und zu jedermanns Vorteil sei: Man braucht ein wenig Weisheit in den Köpfen der Kinder, ein wenig Tugend in den Herzen der durch ihre Leiden verbitterten Alten, ein wenig Zurückhaltung bei den Reichen, ein wenig Toleranz bei den Gläubigen, ein wenig Demut bei den Intellektuellen, ein wenig Redlichkeit bei den staatlichen Institutionen, ein wenig Aufmerksamkeit von Seiten der internationalen Gemeinschaft. In einem Land, das nichts anderes kennengelernt hat als die Diktatur, nämlich die der Waffen und der Religion, besteht die einzige Vorstellung, die man sich vom Frieden machen kann, aus Unterwerfung, Selbstmord oder endgültiger Emigration. Das Fehlen von Freiheit ist ein Schmerz, der einen auf Dauer verrückt macht. Er reduziert den Menschen auf seinen eigenen Schatten und macht seine Träume zu Alpträumen. Von dem Maler Giorgio de Chirico stammt der merkwürdige Satz: Im Schatten eines Mannes, der in der Sonne geht, sind mehr Rätsel als in allen Religionen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Das ist gut möglich und stimmt wohl auch, doch im Schmerz eines Menschen, der auf seinen Schatten reduziert ist, steckt nichts Mystisches, sondern reine Scham. Wer nicht frei ist, wird niemals einen anderen achten, weder den Sklaven, denn dessen Unglück erinnert ihn an seine eigene Erniedrigung, noch den freien Menschen, denn dessen Glück ist für ihn eine Beleidigung. Nur das Streben nach Freiheit rettet ihn vor Hass und Verbitterung. Ohne dieses Streben sind wir keine Menschen und es steckt nichts Wahres in uns.

*

Meine Damen und Herren, so ist mein Land, unglücklich und zerrissen. Ich weiß nicht, wer das so gewollt hat, das Schicksal, die Geschichte, sein Volk; ich würde eher sagen, seine politischen Führer, die zu allem fähig sind. Mein Land ist eine Summe unauflöslicher Paradoxien, von denen die meisten tödlich sind. Im Absurden zu leben, macht einen schwachsinnig, man torkelt von einer Wand an die andere wie ein Betrunkener.

Für junge Menschen, die sich eine Zukunft suchen müssen und einen klaren Kurs brauchen, um sich orientieren zu können, ist dies dramatisch, und es zerreißt einem das Herz, wenn man sie verzweifelt heulen hört wie Wölfe tief in der Nacht.

Das erste Paradox besteht darin, dass Algerien ein unheimlich reiches Land ist, und die Algerier furchtbar arm. Das ist ebenso fatal, wie inmitten eines tiefen, erfrischenden Sees zu verdursten. Was nicht durch Verschwendung verlorengelht, verschwindet garantiert durch Korruption. Das zweite Paradox ist, dass Algerien eine perfekt gestaltete Demokratie darstellt, mit Parteien jeglicher Couleur bis zu den originellsten Schattierungen, mit einer Presse, die so frei ist, wie man es nur sein kann, mit einem völlig legal gewählten Präsidenten und allen Arten von Institutionen, deren anerkanntes Anliegen darin besteht, für Recht, Transparenz, Gewaltenteilung und einen Öffentlichen Dienst zu sorgen, während aber zugleich das Volk in der alltäglichen Realität dem grausamsten Despotismus ausgesetzt ist, dem berühmtesten orientalischen Despotismus, den im Laufe der Jahrhunderte nichts hat humanisieren können. Das dritte und in meinen Augen schlimmste, da unwiderrufliche seelische Schäden hervorrufende Paradox ist das folgende: Algerien hat eine außerordentlich reiche und bereichernde Geschichte, es hat mit allen Kulturen des Mittelmeerraums in Kontakt gestanden und sie alle leidenschaftlich geliebt und sich zu eigen gemacht, und sie doch auch alle voller Stolz bekämpft, die griechische Kultur, die phönizische, die römische, die vandalische, die byzantinische, die arabische, die osmanische, die spanische, die französische, doch bei der Unabhängigkeit, als der Moment gekommen war, all die Völker des Landes zu vereinen, inklusive auch die zuletzt angekommenen, die europäischstämmigen Pied-Noirs, und alle Kräfte zu mobilisieren, um vorwärts zu kommen, da hat das Land mit einem Schlag seine Fähigkeit des Erinnerns gelöscht, in einem unerklärlichen Akt des autoodi, des Selbsthasses, nicht nur seine uralte berberische und jüdisch-berberische Identität, sondern überhaupt alles verleugnet, was ihm durch seine jahrtausendealte Geschichte zuteil geworden war, und hat sich in einen engen historischen Rahmen gesperrt und sich dabei ausgiebig bei der Mythologie bedient, aber kaum bei der Realität. Und warum das?

Es ergab sich so aus der Logik eines totalitären Systems heraus. Die Einheitspartei wollte ihre eigene Religion, ihre eigene Geschichte, ihre eigene Sprache, ihre eigenen Helden, ihre eigenen Legenden, und sie bastelte sich diese im kleinen Kreis zusammen und ließ sie per Dekret durchsetzen. Propaganda und Drohung bewirkten dann, was nötig ist, damit solche Totgeburtens trotzdem funktionieren, nämlich dass die Leute aus Angst heraus allem zustimmen. Der Kampf um die Anerkennung unserer Identität war lang und schmerzlich, Hunderte von Aktivisten sind durch Repressionen zu Tode gekommen, insbesondere in der seit jeher unbezähmbaren Kabylei. Folter und Gefängnis haben Tausende von Menschenleben gebrochen und ganze Volksgruppen ins Exil getrieben. Ihrer eigenen Logik gehorchend, hat sich die Repression auf Frankophone ausgedehnt, auf Juden, Laizisten, Intellektuelle, Homosexuelle, auf freiheitsliebende Frauen, auf Künstler, Ausländer, kurzum auf alle, die durch ihre bloße Existenz die erträumte Identität gefährdeten. Die Vielfalt des menschlichen Spektrums ist zu einem Fall von Identitätsbeleidigung geworden. Der Kampf ist noch nicht vorbei, und das Schwerste steht uns noch bevor, nämlich dass wir uns endgültig befreien und uns neu definieren, in einem demokratischen, offenen, großzügigen Staat, der jedem einen Platz gewährt und niemandem etwas aufzwingen will.

Sie wissen all dieses, meine Damen und Herren, und Sie wissen auch, dass es durch all diese Gewalt, diese endlosen Schikanen, diese furchtbare Einmischung in unser Privatleben, zu der Serie von feuerwerksartigen Revolten in unseren Ländern gekommen ist. Diese Ereignisse bringen auch viel Unglück mit sich, doch wir nehmen das hin, denn am Ende des Weges steht die Freiheit.

Weil ich jene allseits bekannten Dinge niedergeschrieben habe, sind meine Bücher in Algerien verboten worden. Es gehört zu den Absurditäten, aus denen Diktaturen sich speisen, dass meine Bücher verboten sind, ich selbst aber in meinem Land lebe und bis dato frei reisen darf. Falls über meinem Kopf ein Damoklesschwert hängt, so sehe ich es zumindest nicht. Dass meine Bücher trotz allem im Land zirkulieren, ist der unsichtbaren und sehr riskanten Arbeit einiger Buchhändler zu verdanken. In einem Brief an meine Landsleute, der 2006 unter dem Titel »Postlagernd: Algier« veröffentlicht

wurde, habe ich folgendes geschrieben: »Wäre die Angst nicht da, sie (ich meine die Intoleranten) zum Äußersten zu treiben, würde ich ihnen sagen, dass ich nicht als Algerier, Muslim und misstrauischer und stolzer Nationalist geschrieben habe, und hätte ich dies getan, so hätte ich sehr wohl gewusst, was und wie es auf diskrete Weise zu sagen wäre, ich habe vielmehr als menschliches Wesen (Mensch) geschrieben, als ein Kind der Ackerscholle und der Einsamkeit, verstört und mittellos, das nicht weiß, was die Wahrheit ist, in welchem Land sie wohnt, wer sie besitzt und wer sie verteilt. Ich suche sie, und offen gestanden suche ich nichts, ich verfüge nicht über diese Mittel, ich erzähle Geschichten, einfache Geschichten von schlichten Menschen, die das Unglück siebenhändigen Strolchen gegenübergestellt hat, die sich für den Nabel der Welt halten, nach Art derjenigen, die feist grinsend über unseren Köpfen sitzen, die sich unserer Leben und unserer Güter bemächtigt haben, und die als Zuschlag unsere Liebe und unsere Anerkennung beanspruchen. Ich würde ihnen gern sagen, dass mich der bürokratische und frömmelnde Polizeistaat, den sie mit ihren Aktionen unterstützen, nicht so sehr stört wie die Blockade des Denkens. Im Gefängnis sitzen, okay, aber den Kopf frei zum Vagabundieren, das ist es, was ich in meinen Büchern schreibe, das hat nichts Schockierendes oder Subversives.«

In Camus' »Der Mensch in der Revolte« heißt es: »Wer schreibt, trifft schon eine Wahl.« Und das habe ich auch getan, ich habe mich fürs Schreiben entschieden. Ich habe recht damit gehabt; die Diktatoren fallen um wie die Fliegen.

*

Mit Ihrer Erlaubnis möchte ich zum Ende dieser Rede noch kurz auf die arabischen Revolten und den israelisch-palästinensischen Konflikt eingehen. Wir spüren alle, dass sich seit der tunesischen Jasminrevolution in der Welt etwas geändert hat. Was in der verknöcherten, komplizierten und schwarzseherischen arabischen Welt unmöglich schien, ist nun eingetreten: Die Menschen kämpfen für die Freiheit, sie engagieren sich für die Demokratie, sie öffnen Türen und Fenster, sie blicken in die Zukunft, und diese Zukunft soll erfreulich und soll ganz einfach menschlich sein. Was derzeit geschieht, ist meines Erachtens nicht nur eine Jagd auf alte bor-

nierte und harthörige Diktatoren, und es beschränkt sich nicht auf die arabischen Länder, sondern es kommt eine weltweite Veränderung auf, eine kopernikanische Revolution: die Menschen wollen eine echte universelle Demokratie, ohne Grenzen und ohne Tabus. Alles, was dem Leben Gewalt antut, es verarmen lässt, es beschränkt und denaturiert, ist dem Gewissen der Welt unerträglich geworden und wird mit aller Macht abgelehnt. Die Menschen lehnen Diktatoren ab, sie lehnen Extremisten ab, sie lehnen das Diktat des Marktes ab, sie lehnen den erstickenen Zugriff der Religion ab, sie lehnen den anmaßenden und feigen Zynismus der Realpolitik ab, sie verweigern sich dem Schicksal, auch wenn jenes das letzte Wort haben mag, sie lehnen sich gegen alle Arten von Verschmutzern auf; überall empören sich die Leute und widersetzen sich dem, was dem Menschen und seinem Planeten schadet. Es entsteht ein neues Bewusstsein, und in der Geschichte der Nationen ist das eine Wende, wie man das in Ihrem Land beim Fall der Mauer nannte.

Im Zuge all dieser Rebellionen wollen auch immer mehr Menschen nicht mehr hinnehmen, dass der älteste Konflikt der Welt, nämlich der israelisch-palästinensische, noch weiter andauert und morgen auch noch unsere Kinder und Enkel betrüben wird. Wir sind sogar voller Ungeduld und wollen es nicht hinnehmen, dass diese beiden so sehr in der Menschheitsgeschichte verankerten großen Völker auch nur einen Tag länger als Geiseln ihrer kleinen Diktatoren dahinleben, ihrer bornierten Extremisten, ihrer nicht zu entwöhnenden Nostalgiker, ihrer Erpresser und kleinen Provokateure. Wir möchten, dass die beiden Völker frei und glücklich und brüderlich leben. Wir sind davon überzeugt, dass der in Tunis angebrochene Frühling auch in Tel-Aviv, in Gaza, in Ramallah eintreffen wird, er wird nach China kommen und selbst noch weiter. Es ist ein Wind, der in alle Richtungen weht. Bald wird er Palästinenser und Israelis im Zeichen der gleichen Wut vereinen, dann kommt über den Nahen Osten die Wende, und mit herrlichem Getöse werden sämtliche Mauern fallen.

Das wahre Wunder bestünde aber nicht darin, dass Israelis und Palästinenser eines Tages einen Frieden schließen, denn das könnten sie leicht, innerhalb von fünf Minuten, an einem Küchentisch, und mehr als einmal waren sie auch schon ganz nahe dran; das wahre Wunder

wäre vielmehr, dass diejenigen, die sich als Paten, als Tutoren und Berater der beiden Länder aufspielen, ja mehr noch, als unnachgiebige Propheten, endlich einmal aufhören, ihnen ihre eigenen Hirngespinnste aufzuladen. Heilige Kriege, ständige Kreuzzüge, ewige Schwüre, geostrategische Heilspläne, all das ist längst passé; Israelis und Palästinenser leben hier und jetzt und nicht in einer mythischen Vergangenheit, die durch sie wieder aufleben müsste. Der Antrag auf Anerkennung eines unabhängigen und souveränen palästinensischen Staates in den Grenzen von 1967, den Präsident Mahmud Abbas der UNO vorgelegt hat, war ein Schlag ins Wasser, das wussten wir bereits im Voraus, doch bin ich der Meinung, dass dieser kleine Schlag, selbst wenn er daneben ging, sich noch als großer Schlag erweisen wird, so entscheidend wie die Selbstverbrennung des jungen Tunesiers Bouazizi, die die arabische Welt entflamte. Zum ersten Mal seit sechzig Jahren haben die Palästinenser nur aus eigenem Willen heraus gehandelt. Sie sind nach New York gekommen, weil sie selbst es wollten, und sie haben niemanden gebeten, diesen Schritt zu genehmigen oder für ihn geradezustehen, weder die arabischen Diktatoren, die wir einen nach dem anderen absägen, noch die Arabische Liga, die nun nicht mehr die Kriegstrommel rührt, noch irgendeinen geheimnisvollen Mufti aus einem islamistischen Hinterzimmer.

Es ist schon ein außergewöhnliches Ereignis: Zum ersten Mal haben Palästinenser wie Palästinenser im Dienste Palästinas agiert und nicht als Instrument im Dienste einer mythischen arabischen Nation oder einer leider sehr realen dschihadistischen Internationale. Einen Frieden können nur freie Menschen schließen; Abbas ist als freier Mensch gekommen, und er wird das vielleicht wie Sadat mit dem Leben bezahlen, denn es fehlt in der Region nicht an Feinden des Friedens und der Freiheit, die sich nun in die Enge gedrängt sehen. Traurig ist, dass ein Mann wie Obama, dieses wunderbare Bindeglied zwischen den beiden Hemisphären unseres Planeten, dieses nicht verstanden und damit auch die Gelegenheit nicht ergriffen hat, auf die er seit seiner berühmten Kairoer Rede doch gelauert hatte.

Israel ist ein freies Land, daran zweifelt niemand, es ist eine schöne, eine große, eine erstaunliche Demokratie, und mehr als jedes

Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2011

andere Land braucht es Frieden; der ständige Kriegs- und Alarmzustand, in dem es seit sechzig Jahren lebt, ist nicht mehr tragbar, und das Land muss seinerseits mit den Extremisten brechen und mit all den Lobbys, die aus dem Schutz ihrer fernen Paradiese heraus das Land zu einer Unbeugsamkeit anstiften, die natürlich völlig unfruchtbar ist, und damit Israel in einen Kerker unlösbarer Gleichungen einsperren. Meiner Ansicht nach müssen wir uns alle von dem Gedanken lösen, dass sich ein Friede aushandeln lässt. Aushandeln lassen sich Modalitäten, Formen, Etappen, aber der Frieden selbst ist ein Prinzip; er muss öffentlich verkündet werden, auf feierli-

che Weise. Man muss sagen: Friede, Schalom, Salam, und sich dann die Hand reichen. Das hat Abbas getan, als er zur UNO gegangen ist, und das hat Sadat getan, als er nach Tel Aviv ging. Ist es ein bloßer Traum, wenn man sich wünscht, dass Netanjahu ein Gleiches tut, indem er zur UNO geht oder nach Ramallah und dort das Prinzip des Friedens verkündet?

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.

Aus dem Französischen von Gerhard Meier.

Die Reden, die am 16. Oktober 2011 aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Boualem Sansal in der Paulskirche zu Frankfurt am Main gehalten werden, sind urheberrechtlich geschützt. Das dreisprachige (deutsch/englisch/teilweise französisch) Buch mit den Reden von der Friedenspreisverleihung und weiteren Informationen zum Friedenspreisträger Boualem Sansal erscheint am 31. Oktober 2011 und kostet 14,90 €. Es ist im Buchhandel erhältlich oder kann unter serviceline@mvb-online.de, 069/1306-550 bestellt werden.

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels
Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – Martin Schult
Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin
Tel. 030/2800 783-44, Fax 030/2800 783-50
Mail: m.schult@boev.de
Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de

Die Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels und ihre Laudatoren

1950	Max Tau - Adolf Grimme	1980	Ernesto Cardenal - Johann Baptist Metz
1951	Albert Schweitzer - Theodor Heuss	1981	Lew Kopelew - Marion Gräfin Dönhoff
1952	Romano Guardini - Ernst Reuter	1982	George Kennan - Carl F. von Weizsäcker
1953	Martin Buber - Albrecht Goes	1883	Manès Sperber - Siegfried Lenz
1954	Carl J. Burckhardt - Theodor Heuss	1984	Octavio Paz - Richard von Weizsäcker
1955	Hermann Hesse - Richard Benz	1985	Teddy Kollek - Manfred Rommel
1956	Reinhold Schneider - Werner Bergengruen	1986	Władysław Bartoszewski - Hans Maier
1957	Thornton Wilder - Carl J. Burckhardt	1987	Hans Jonas - Robert Spaemann
1958	Karl Jaspers - Hannah Arendt	1988	Siegfried Lenz - Yohanan Meroz
1959	Theodor Heuss - Benno Reifenberg	1989	Václav Havel - André Glucksmann
1960	Victor Gollancz - Heinrich Lübke	1990	Karl Dedecius - Heinrich Olschowsky
1961	Sarvepalli Radhakrishnan - Ernst Benz	1991	György Konrád - Jorge Semprún
1962	Paul Tillich - Otto Dibelius	1992	Amos Oz - Siegfried Lenz
1963	Carl F. von Weizsäcker - Georg Picht	1993	Friedrich Schorlemmer - Richard von Weizsäcker
1964	Gabriel Marcel - Carlo Schmid	1994	Jorge Semprún - Wolf Lepenies
1965	Nelly Sachs - Werner Weber	1995	Annemarie Schimmel - Roman Herzog
1966	Kardinal Bea/Visser 't Hooft - Paul Mikat	1996	Mario Vargas Llosa - Jorge Semprún
1967	Ernst Bloch - Werner Maihofer	1997	Yaşar Kemal - Günter Grass
1968	Léopold Sédar Senghor - François Bondy	1998	Martin Walser - Frank Schirrmacher
1969	Alexander Mitscherlich - Heinz Kohut	1999	Fritz Stern - Bronislaw Geremek
1970	Alva und Gunnar Myrdal - Karl Kaiser	2000	Assia Djebar - Barbara Frischmuth
1971	Marion Gräfin Dönhoff - Alfred Grosser	2001	Jürgen Habermas - Jan Philipp Reemtsma
1972	Janusz Korczak - Hartmut von Hentig	2002	Chinua Achebe - Theodor Berchem
1973	The Club of Rome - Nello Celio	2003	Susan Sontag - Ivan Nagel
1974	Frère Roger - (keine Laudatio)	2004	Péter Esterházy - Michael Naumann
1975	Alfred Grosser - Paul Frank	2005	Orhan Pamuk - Joachim Sartorius
1976	Max Frisch - Hartmut von Hentig	2006	Wolf Lepenies - Andrei Pleşu
1977	Leszek Kołakowski - Gesine Schwan	2007	Saul Friedländer - Wolfgang Frühwald
1978	Astrid Lindgren - H.-C. Kirsch, G. U. Becker	2008	Anselm Kiefer - Werner Spies
1979	Yehudi Menuhin - Pierre Bertaux	2009	Claudio Magris - Karl Schlögel
		2010	David Grossman - Joachim Gauck
		2011	Boualem Sansal - Peter von Matt